

RICHARD L. CARY VORLESUNG

LEBENSBEJAHUNG

VON
WALTHER UND JOHANNA RIEBER

1940

Verlag Leonhard Friedrich, Bad Pyrmont

Druck: C. Brügel & Sohn, Ansbach
Printed in Germany

Vorwort

Richard L. Cary wurde geboren am 14. März 1886 in Baltimore, Maryland, und genoß die Ausbildung eines Bergwerksingenieurs. Er unterrichtete Mathematik an der Princeton University, als er sich im Jahre 1919 dem American Friends' Service Committee in Philadelphia zur Verfügung stellte, um an der Organisation der Kinderspeisung, die von den amerikanischen Quäkern in Deutschland nach dem Kriege durchgeführt wurde, mitzuarbeiten. Im Dezember 1919 kam er nach Deutschland, wo ihm die Arbeit im Ruhr-Gebiet zufiel. Er blieb hier bis zum August 1920.

Nach seiner Rückkehr nach Amerika wandte er sich dem Journalismus zu und wurde Mitglied des Schriftleiterstabes einer der bedeutendsten amerikanischen Zeitungen, der „Baltimore Sun“. Als Verfasser der Leitaufsätze dieser Zeitung war es sein Bestreben, der amerikanischen Öffentlichkeit die Gedankenwelt anderer Länder nahezubringen und dadurch die durch den Krieg entstandene geistige Trennung der Völker zu überwinden. Hieraus entstand in ihm der Wunsch, wieder nach Deutschland zu gehen.

Im Jahre 1930 siedelte er mit seiner Familie nach Berlin über, um das Amt des amerikanischen Sekretärs in dem dortigen internationalen Sekretariat der Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker) zu übernehmen. Seine ganze Arbeit war von der tiefen Überzeugung getragen, daß die Welt nur zum Frieden gelangen könne, wenn alle Beziehungen unter den Völkern darauf gegründet werden, daß der Mensch das Ebenbild Gottes ist. Durch vielseitiges Wissen konnte er vielen helfen. Er gewann weitreichende Verbindungen. So wurde er

auch in den Vorstand der amerikanischen Handelskammer in Berlin berufen.

Im Frühjahr 1933 machte er eine Reise durch Amerika, wo er, über seine Kräfte hinaus, in zahllosen Vorträgen versuchte, die aufsteigende Welle der Entfremdung Deutschland gegenüber zu bekämpfen. Vielleicht ist es dieser Überanstrengung zuzuschreiben, daß ein Schlaganfall ihn traf, an dessen Folgen er am 16. Oktober desselben Jahres starb. Seine Asche ist auf dem Quäkerfriedhof in Bad Pyrmont beigesetzt.

Zum Gedächtnis von Richard L. Cary haben seine Freunde in Baltimore einen Betrag gesammelt, der dazu bestimmt ist, in jedem Jahre während der Jahresversammlung der deutschen Quäker eine Vorlesung über Fragen zu ermöglichen, die sich aus der religiösen Grundlage des Quäkertums ergeben.

Vorhergehende Richard L. Cary Vorlesungen:

- 1936 URCHRISTENTUM, QUÄKERTUM UND WIR, von Hans Albrecht.
- 1937 DIE RELIGIÖSE GESELLSCHAFT DER FREUNDE, von Alfons Paquet.
- 1938 DAS EWIGE IN SEINER GEGENWÄRTIGKEIT UND ZEITLICHE FÜHRUNG von Thomas Kelly.
- 1939 DAS LEBEN EIN GEBET von Carl Heath.

I. Mensch und Natur

Und Stürme brausen um die Wette
Vom Meer aufs Land, vom Land aufs Meer,
Und bilden wütend eine Kette
Der tiefsten Wirkung ringsumher.
Da flammt ein blitzendes Verheeren
Dem Pfade vor des Donnerschlags,
Doch deine Boten, Herr, verehren
Das sanfte Wandeln deines Tags.

Der Anblick gibt den Engeln Stärke,
Da keiner dich ergründen mag,
Und alle deine hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.

Im vorigen Jahrhundert hat der Mensch die Natur als Kraft und Stoff erforscht. Diese Forschung brachte ungeahnte Gesetze und Methoden, durch deren Anwendung die Natur schlechthin dem Menschen ausgeliefert wurde, und zwar als Stoff: den Baggern und den Bohrern, den Netzen und den Sägen: kurz dem Abbau; als Kraft gerissen aus kosmisch gegebenem Rhythmus, gestaut und gezerrt in willkürliche Verschleppung: zur Nutzung. Gestauter Strom hub an, die Nacht zum Tag zu hellen, hob Bergelasten federleicht, trug Wort und Ton und Bild in Lichteseile um den Erdball. Unfaßbare Beschleunigung ließ Wege schrumpfen, zum heulenden Rasen geballte, gebändigte Kraft ließ tonnenschwere Schiffe in die Luft sich heben und den schnellsten Winden voraus über Ozeane und Kontinente fliegen. Die kühnsten Phantasien wurden übertroffen. Der Kohle wurden Farben, Düfte und Arzneien entzogen; Holz wurde Seide; im Fünftausendstel einer Sekunde nimmt eine Schicht ein Bild auf, wie kein Auge es je gesehen.

In diesen wenigen Beispielen zeigt sich die Verwandlung der Natur, die im wesentlichen im 19. Jahrhundert eintrat oder vorbereitet wurde. Wohl war gleichzeitig in der Romantik die Natur auch in ihren Gefühlswerten erkannt und erlebt worden. Man kann sogar feststellen, daß dieses romantische Naturgefühl mit der zunehmenden Nutzung ebenfalls zunahm. Je mehr der Mensch in die Natur eingriff, desto mehr war er darauf bedacht, ihr Reservate zu schaffen; doch nur etwa, wie

man um ihrer Schönheit willen rotbackige Äpfel an den Christbaum hängt, die man dann schließlich doch ißt, wenn der Christbaum dürr in den Ofen wandert. Das Ergebnis dieser mechanistischen Entwicklung ist etwa folgendes:

1. Die Erde als Natur ist stark verändert: Berge durchbohrt, Hügel abgetragen, Täler überbrückt, das Land von den Bändern der Kanäle, Straßen und Bahnen durchschnitten. Licht und Lärm sind vertausendfacht.

2. Der Mensch verlor den alten Zeitenrhythmus des Sämanns und des Schnitters, des Wanderers und des Schmiedes, des Reiters und des Müllers, Rhythmen, die ihm seit Jahrtausenden im Blut saßen.

Wo ist aber der neue Rhythmus?

Der Mensch verlor den Maßstab. Wie die Elle und der Fuß weichen mußten dem außermenschlich orientierten Metermaß, so wurde mehr und mehr auch jeder weitere Maßstab abstrakt und außermenschlich. Wer Wanzen riesengroß, wer Fernes nah, wer Töne sichtbar, wer Schnelles schleichen, Wachstum rasen sieht, dem muß der Maßstab abhanden kommen.

3. Dieser äußerliche Maßstabverlust konnte nicht ohne Einfluß auf tieferliegende Gebiete sein. Die Erforschung der Naturgesetze geschah um ihrer selbst willen, ohne Bezug auf ein übergeordnetes geistiges Ziel. Ihre Ergebnisse wurden mit der kindlichen Freude des Entdeckers der Menschheit dargebracht, die erst schüchtern und staunend, dann gierig danach griff. In gesunden Zeiten hätte der Mensch instinktiv nur soviel genutzt, als er genießen konnte. Nun war aber durch die einseitig intellektuelle und mechanisierte Kulturentwicklung der Instinkt im Menschen verdorben worden, so daß dieser natürliche Maßstab vom Menschen aus versagte. Noch völliger war ein tieferliegender Gewissensmaßstab der Verantwortung der Natur gegenüber verlorengegangen, ganz zu schweigen von einer Bindung an irgendein geistiges, allem natürlichen Geschehen übergeordnetes Prinzip.

Mit Recht sagt daher Kurt Riezler:

„So hat es den Anschein, als stünde denn die bildende Seele verwirrt zwischen den Trümmern aller Vergangenheit, zerspalten in einem geborstenen Raum, ohne Einheit eines

Menschenbegriffs und Weltgefühls, haltlos inmitten eines Wandels ihrer Umwelt, dem sie weder zu folgen, noch zu gebieten vermag.“

Aber während dieser maßstablosen Nutzung der Natur und Verwirrung der Menschheit ist die Naturforschung weitergeschritten und hat gerade in den letzten Jahrzehnten unserem Weltbild eine neue Umwälzung gebracht, die an Weite und in ihrer Art die von Copernikus verursachte noch übertrifft. Man kann sagen, daß sich das Weltbild unserer Eltern zum heutigen etwa verhält wie die Fläche eines Blattes zur Masse eines Baumes. Aber noch wichtiger ist die qualitative Wandlung: während das 19. Jahrhundert die Materie als sicher bewiesen, als zwangs- und gesetzmäßig sich verhaltend sich dachte, und den Geist höchstens als eine vage Funktion komplizierter Materieteilchen gelten ließ, sagt nun Bertrand Russell:

„Ein Stück Materie ist nicht ein dauerndes Ding in wechselnden Zuständen, sondern ein System verknüpfter Ereignisse. Die alte Festigkeit ist dahin und mit ihr die Eigenschaften, die dem Materialisten die Materie realer erscheinen ließen als flüchtige Gedanken.“

„Dies nimmt“, so führt der Physiker Jeans diesen zitierten Gedanken fort, „dem beliebten Einwand, Geist und Materie seien so unähnlich, daß keine Wechselwirkung möglich sei, sofort allen Wind aus den Segeln . . . Wir sehen das Land auf beiden Seiten der Leib-Seele-Brücke von Ereignissen bevölkert, und es sind, wie Russell sagt: ‚die Vorgänge, die sich in unserem Geist ereignen, ein Teil des Ablaufs der Natur, und wir wissen nichts davon, daß die Geschehnisse, die sich anderswo zutragen, von diesen prinzipiell verschieden sind.‘“

Nach Jeans „entgeht der materialistischen Weltbetrachtung die Unterscheidung zwischen der Oberfläche und den Tiefen darunter, und sie hält die räumlichen Eigenschaften der Dinge für die primären, obgleich die Wissenschaft gezeigt hat, daß sie nur diejenigen sind, die wir durch unsere Sinne unmittelbar erfassen können — die Kräusel auf dem Wasser, die unser Auge sieht . . .“. Und er schließt: „Wenn wir jene (mechanischen Begriffe) . . . auch nie ganz entbehren können, so dürfen wir doch vermuten, daß eine voll-

ständige Befreiung von ihnen Materie und Mechanik zum Verschwinden und den Geist unumschränkt zur Herrschaft bringen wird.“

Das Gebiet der Physik war bisher das Reich des Toten, dessen Gestalt und Gesetz allem dem, was wir als lebendige Menschen empfanden und spürten, wesensfremd war. Die intellektuell-physikalische Erforschung der Natur hatte uns viele Teilerkenntnisse über Beschaffenheit, Verhalten und Zustände einzelner Körper gegeben, gleichzeitig aber nicht hindern können, ja dazu beigetragen, daß unsere instinktive und gefühlsmäßige Beziehung zur Natur immer mehr abstarb. Diese Naturgesetze trafen nur unseren Verstand, alle anderen Gebiete menschlichen Geistes verfehlten sie. Von den neuen Ergebnissen jedoch kann K. Riezler sagen:

„Wer will behaupten, . . . daß weder dieser neue Himmel im Großen mit seinen lebendigen und toten, aufglitzernden und wieder verlöschenden Sternen, mit seinem in der Verkettung der Wahrscheinlichkeiten gefesselten Geschehen, noch dieses noch unbekannte Gesetz des Kleinsten ohne seelische Bedeutsamkeit und ungeeignet sein soll zu jener Zwiesprache mit dem All der Welt, wenngleich der himmlische Partner dieses Zwiegesprächs uns vielleicht anderes, bisher Ungehörtes und Unerhörtes verkünden wird? . . . Eben erst wird das Auseinanderfallen des mathematisch-physikalischen und des historischen Weltbildes aufs Tiefste empfunden: da zeigt uns die jüngste Entwicklung der Physik in der Ferne die niemals geahnte Möglichkeit, die Invarianten der Natur und die der Geschichte; die Welt des seienden Gesetzes also und die der werdenden Gestalt, in einem und demselben Geheimnis zu verbinden.“

Jene durch die Naturgesetze bedingte „Fatalität ist immer wieder unterbrochen und abgelöst durch neue Ansätze, Durchbrüche, Umbiegungen und Umschaffungen, in denen die ewig drängende Schöpfung in Ideen, Taten, Entschlüssen das Unwahrscheinliche gelingen läßt und neubildend am Werke bleibt . . . Die Schöpfung währt immerfort und das Wunder des Anfangs erneuert sich alle Tage“.

II. Vom Sinn des Menschenlebens

Doch uns ist gegeben
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewisse hinab.

Hölderlin.

Der Physiker Eddington sagt:

„Was ist die letzte Wahrheit über uns selbst? . . . Wir sind ein bißchen Sternstoff, das seinen Weg verfehlt hat. Wir sind ein physikalisches Hebelwerk, Puppen, die einherstolzieren und lachen und sterben, je nachdem die Hand der Zeit an den Fäden zieht.“

Hier hätte nun wohl der ältere Physiker geschlossen. Eddington aber fährt fort:

„Es gibt aber eine unausweichliche Antwort: Wir sind das etwas, das die Frage stellt.“

Es stellt seit Jahrtausenden die Frage: Hat die Welt einen Sinn? Was bedeutet der Sinn der Welt für das Menschenleben und was bedeutet das Menschenleben für den Sinn der Welt? Kann der Mensch den Sinn erkennen und zur Erfüllung des Sinnes beitragen?

„Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut.“

Aber Gott verbietet dem Menschen, vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen zu essen.

„Aber sie fanden, daß gut von dem Baum zu essen wäre, daß er lieblich anzusehen und ein lustiger Baum wäre, weil er klug mache . . . und sie aßen davon . . .“

Da wurden ihre Augen aufgetan und sie wurden gewahr, daß sie nackt waren.“

Die Erkenntnis ihres Wesens ist das Bewußtwerden ihrer Beingtheit, ihres Andersseins, ihrer Problematik, ihrer Schwäche, ihres Widerspruchs.

Und der Gott verflucht sie:

„Ich will dir viel Schmerzen schaffen, verflucht sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Leben lang.“

So großartig uns die Bilder der Schöpfungsgeschichte anmuten, so fremd ist uns der Gott, der daraus spricht. Wenn es des Menschen Tod ist zu wissen, was gut und böse ist, warum verhindert Gott dann nicht, daß er es doch erfährt? Kann er es nicht hindern oder will er es nicht hindern?

Wenn er es nicht hindern kann, dann ist er nicht der allmächtige Gott, sondern es sind Kräfte außer ihm, denen er — und zwar in ihm wichtigen Dingen — unterlegen ist. Dieser Gott ist uns fremd.

Und mit ihm alles, was im Alten Testament ihn darstellt als den Gott eines Volkes, der mit anderen Göttern und Mächten im Streit liegt, und der nach dem Bilde des Menschen erschaffen erscheint.

Wenn er es aber nicht hindern will? Wenn er in die Menschen absichtlich die Fähigkeit der freien Entscheidung legt, dann mußte doch damit der Mensch früher oder später dieser seiner Natur gemäß handeln. Wie kann dann Gott ihn verfluchen? Wie kann Gott für diese freie Entscheidung zweier Individuen alle Menschen verfluchen? Auch das ist uns fremd.

Aber war es denn der Tod des Menschen, daß ihm die Erkenntnis von gut und böse wurde?

Absterben mußte damit die Sorglosigkeit des Tierlebens (wie wir es uns wenigstens vorstellen) mit seinem gesicherten gebundenen Rhythmus. Aber können wir uns ein Menschenleben ohne Erkenntnis von gut und böse vorstellen?

Wie vor Jahrtausenden hat jede Zeit an dieser Frage gedacht, sie zu beantworten oder wenigstens zu deuten versucht. Und jede Zeit hat in der Frage gelebt, gelitten, ist oft daran verzweifelt.

Jehova vernichtet dann den Menschen in der Sintflut, um ein neues Geschlecht zu schaffen. Mit großer Skepsis, denn er weiß:

„Das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf.“

Ist es böse von Jugend auf? Man könnte es glauben, wenn man Kinder mit Maikäfern und Schmetterlingen umgehen sieht. Man versteht die düsteren Betrachtungen im Alten Testament:

„Kann auch ein Reiner kommen von den Unreinen. Nicht einer.“

Von Anfang an ist der Mensch seiner eigentlichen Natur nach unrein.

„Wie gar nichts sind doch die Menschen, die doch so sicher leben! Sie gehen daher wie ein Schemen und machen sich viel vergebliche Unruhe.“

„Es sind alle Dinge so voll Mühe, daß es niemand ausreden kann.“

„Alle seine Lebtage hat er Schmerzen mit Grämen und Leid, daß auch sein Herz des Nachts nicht ruht. Das ist auch eitel.“

„Wer weiß, ob der Odem des Menschen aufwärts fahre?“

„Da lobte ich die Toten, die schon gestorben waren, mehr denn die Lebendigen, die noch das Leben hatten; und besser denn alle beide ist, der noch nicht ist und des Bösen nicht inne wird, das unter der Sonne geschieht.“

So spricht das Alte Testament. Und so sagt auch Sophokles in der Antigone:

„Das beste ist, nicht geboren zu sein.“

Wie vor über 2000 Jahren wird auch heute der Mensch zu dem Ergebnis kommen, daß ein Erforschen seiner Natur keinen Grund zeigt für optimistische Lebensanschauung. Der Mensch ist ein zerrissenes Geschöpf, vielen Teilwissens und vieler Teilkünste fähig, nicht ohne sympathische Einzelzüge und ernste Bemühung um manche, oft große Teilaufgabe, aber unfähig, in Jahrtausenden seiner Grundübel Herr zu werden und seine Kräfte und Triebe mit seinen Erkenntnissen in ein inneres Gleichgewicht zu bringen.

Zu einem entsprechenden Ergebnis führt die Betrachtung der Welt. Ist unsere Welt die beste aller im Geiste Gottes möglichen Welten? Leibniz bejaht und begründet diesen Satz so:

„Der Vollkommene kann nur das möglichst Beste gewählt haben. Anderes widerspräche Gottes Allweisheit, Allmacht und Allgüte.“

Ein philosophischer Satz läßt sich für uns aber nicht durch einen Glaubenssatz beweisen. Es geht ja gerade darum, die Güte zu beweisen.

Wohl ist im heutigen Gottesbegriff (im Gegensatz zu den alten Götterbegriffen einschließlich Jehova) jede Eigenschaft enthalten, die überhaupt denkbar ist: also auch die Güte. Gerade weil aber alle Eigenschaften in Gott vereinigt sind, ist nicht einzusehen, wieso gerade einige, wie etwa Güte und Liebe, im Vordergrund stehen sollen, weil sie uns Menschen angenehm erscheinen. Es ist doch denkbar, daß Gottes Allweisheit zu dem Schluß kommt, daß die Menschen nicht Güte brauchen.

Tertullian sagt: „Die durch Gottes Güte geschaffene Welt ist gut.“

Der Beweis der Güte der Welt durch die Güte des Schöpfers ist aber nicht einleuchtender, als der des Gnostikers Markion, der umgekehrt die Schlechtigkeit der Welt damit erklären will, daß er sie durch den Demiurgen (einen bösen Schöpfergott) erschaffen sein läßt, oder wenn Lichtenberg aus der unvollkommenen Schöpfung einen unvollkommenen Schöpfer ableitet.

Nach Plotin ist alles Böse negativer Art und führt meist zum Guten. Er trifft sich darin mit Leibniz, der sagt: „Alles Übel und Unzweckmäßige dient höheren Zwecken“, und mit Goethe, in dessen „Faust“ Mephisto sagt:

„Ich bin ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will, und stets das Gute schafft.“

Aber diese Lösung mutet an wie das mathematische Axiom, daß das Produkt zweier negativer Größen positiv ausfällt.

Wenn Plato sagt:

„Der Schöpfer konnte als Bester nur das Schönste schaffen“, dann verschiebt sich hier das Problem ins Ästhetische, also ein Teilgebiet.

Fast zu allen Zeiten wurde versucht, die Güte der Welt als vernunftgemäß notwendig zu beweisen. So sagt Hegel:

„Alles Wirkliche ist vernünftig.“

Doch hier sagt Mephisto vom Menschen:

„Ein wenig besser würd er leben,
Hättst du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben.
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur tierischer als jedes Tier zu sein.“

Nach Fichte hat das All das Gepräge des Geistes; das Geistige sei aber in einem steten Fortschreiten zum Vollkommenen, in einer geraden Linie in die Unendlichkeit. Alles was wir seit Fichte über die Welt erfahren haben — und es ist viel — hat zwar die erste Hälfte des Satzes weitgehend bestätigt, jedoch keineswegs die zweite.

Wohl können wir sehen, daß auch die verschiedenen Arten der pessimistischen Weltbetrachtung nicht zu beweisen sind, jedoch ist auch dies kein Beweis für die optimistische Auffassung, und wir müssen so zu dem Ergebnis kommen, daß theoretisch die Optimismus-Pessimismusfrage unlösbar ist.

So sagt auch Albert Schweitzer:

„Nimmt man die Welt wie sie ist, so ist es unmöglich ihr einen Sinn beizulegen, in dem die Zwecke und Ziele des Wirkens des Menschen und der Menschheit sinnvoll sind. Sie ist wunderbar schöpferisch und zugleich sinnlos zerstörende Kraft . . . Sinnvolles in Sinnlosem und umgekehrt ist das Wesen des Universums. . . Immer wandern wir auf Geröll am Abgrund des Pessimismus entlang . . . Schmerzvolles Rätsel bleibt es für mich, mit Ehrfurcht vor dem Leben in einer Welt zu leben, in der Schöpferwille zugleich als Zerstörungswille und umgekehrt waltet . . .“

III. Mensch und Kultur

Ich bin Leben, das leben will, inmitten
von Leben, das leben will.

Albert Schweitzer.

Zu einseitig hat man wohl immer wieder die Beziehung zum Mitgeschöpf unter dem Gesichtspunkt des Unterwerfens und Nutzens betrachtet. Sind doch stets ebensowohl — und zwar schon im Tierreich — die positiven Kräfte zu finden: des Helfens, des Führens, des Schützens, des Erhaltens, des Tröstens und Aufrichtens. Sind doch schon Tierfamilien nicht denkbar ohne diese erhaltenden Triebe, noch weniger menschliche Gemeinschaften.

Ein Hauptmerkmal geistiger Beziehung der Menschen untereinander ist vor allem das, was wir als Kultur bezeichnen. Kultur ist allem „Nutz“gedanken entgegengesetzt. Alles, was ein Mensch aus seinem inneren Leben einem anderen zum Nacherleben erfaßbar machen kann, ist kulturbildend. Dies kann jedes gelebte Beispiel eines Menschen sein, oder Lehren und Gesetze oder Gestaltungen künstlerischer Art. Ein gesundes Kulturbild kann man sich so vorstellen, daß seltene geniale Kulturträger (Forscher, Reformatoren, Künstler) ihre Saat einem gesunden Boden anvertrauen, der von unzähligen „gesunden Bodenmikroben“ kulturbildender Menschen bewohnt ist. Im 19. Jahrhundert waren zwar starke geistige Potenzen in Kunst und Wissenschaft da, die aber je länger je mehr „in der Luft hingen“, nicht ins Leben drangen, noch zu einer kulturbildenden Synthese im Volk kommen konnten. Das Volk entwöhnte sich des alten Glaubens und seiner Symbole, seiner Sitten und Trachten. Zum Unglück für eine Zeit, wo die ökonomischen Zustände um so mehr ein Gegengewicht in innerer Sicherheit erfordern hätten, löste sich die Bindung an Boden und gewurzelt Heim, an Sippe und Gemeinde, und ließ den zum Mitmenschen und zu den Dingen fast nur noch in einem juristischen Verhältnis stehenden modernen Städter entstehen. Dessen Kultur ist dünn, streckenweise unwahrhaftig, meist steril, vor allem verwirrt und verwirrend, zerstreut und zerstreud, verbraucht und verbrauchend. Eine Kultur der „ge-

sunden Bodenmikroben“ kann hier nicht gedeihen infolge der gestörten Beziehungen der Menschen zueinander, die jeder gesunden Voraussetzung ermangeln: der Unbefangtheit, der inneren Freiheit, der würdigen Umwelt, ja selbst der Gelegenheit. Schweitzer sagt:

„Die Kulturfähigkeit des modernen Menschen ist herabgesetzt, weil die Verhältnisse, in die er hineingestellt ist, ihn verkleinern und psychisch schädigen . . . Ein Unfreier, ein Ungesammelter, ein Unvollständiger, ein in Humanitätslosigkeit sich Verlierender, ein seine geistige Selbständigkeit und sein moralisches Urteil an die organisierte Gesellschaft Preisgebender, ein in jeder Hinsicht Hemmungen der Kulturgesinnung Erfahrender: so zog der moderne Mensch seinen Weg in dunkler Zeit.“

Es ist deshalb kein Wunder, daß in einer so beschaffenen kulturellen Beziehung auch die sozialen Verbindungen äußerst ungesund sich gestalten mußten. Die Kämpfe, die daraus entstanden, trieben immer mehr am Wesentlichen vorbei, nämlich daran, daß das Soziale (nach Schweitzer) ein ethisches Problem ist und nicht umgekehrt, und daß das Zweckmäßige nur durch das Ethische zu verwirklichen ist: nicht durch Maßnahmen, sondern durch Gesinnungen.

IV. Freiheit und Gebundenheit

Unser Leben ist wie das Ganze, in dem wir enthalten sind, auf eine unbegreifliche Weise aus Freiheit und Notwendigkeit zusammengesetzt.
Goethe.

Niels Bohr sagt:

„Während das Gefühl der Willensfreiheit das Geistesleben beherrscht, liegt die Forderung der Kausalität der Einordnung der Sinnesbeobachtungen zugrunde. Gleichzeitig handelt es sich aber auf beiden Gebieten um Idealisierungen, deren natürliche Begrenzung näher untersucht werden kann, und die einander in dem Sinn bedingen, daß Willensgefühl und Kausalitätsforderung gleich unentbehrlich sind in dem Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt, das den Kern des Erkenntnisproblems bildet.“

Ein anderer Naturwissenschaftler sagt:

„Gleichzeitig hat unsere Analyse den Begriff des Schicksals, wie ihn die Naturgesetze ausdrücken, so abgeschwächt, daß nur durch ein Mißverständnis ein Gegensatz zur Willensfreiheit konstruiert werden kann.“

Wenn solchen Aussprüchen auch weniger eindeutige Äußerungen anderer Physiker entgegenstehen, so wird doch heute von kaum einem Physiker die Möglichkeit einer Willensfreiheit mehr rundweg abgelehnt. Der Physiker blickt auf von seinen Laboratoriumsversuchen, von seinen Messungen und Berechnungen, hinüber in jenes andere Gebiet, wo andere Gesetze gelten, oft unerkannte und ungeahnte, auf das, was unter den Wellenkräuseln in der Tiefe der Wasser ruht: Auf das etwas, das die Frage stellt: auf den Menschen als Person.

Was kann er an diesem feststellen? Daß nicht abzusehen ist, wie er sich verhält, weil es einen Bereich im Menschen gibt, der sich jeder Voraussage entzieht: ein geistiges Zentrum, das frei von physikalischen und biologischen Gesetzen kraft eines eigenen Maßstabs für Wert und Unwert wählt und entscheidet.

Scheler sagt:

„Der Mensch allein vermag, sofern er Person ist, sich über sich — als Lebewesen — emporzuschwingen und von einem Zentrum gleichsam jenseits der raumzeitlichen Welt aus

alles, und darunter auch sich selbst, zum Gegenstand seiner Erkenntnis zu machen.“

Nicht nur diese Erkenntnismöglichkeit hat der Mensch, sondern auch den Trieb, ihr nachzujagen. Aber auch ein Bestreben, seine Handlungen auf ein geschautes oder gedachtes Ziel hin zu tun, sie höheren Zwecken zu widmen, sie in höherem Sinn zu erfüllen.

Das bewußte Ansetzen des Willens auf das höchste Ziel fordert mit hohem Pathos Schiller:

„Nehmt die Gottheit auf in euern Willen
Und sie steigt von ihrem Weltenthron“,

was aber nur möglich ist „in der Freiheit der Gedanken“ außerhalb der Sinnenwelt. Vom Menschen als Lebewesen aber sagt Schiller:

„Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe mutlos die beschämte Tat.
Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen,
Über diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.“

Hier sind also Grenzen und Unvollkommenheiten.

Angelus Silesius sagt zwar:

„Der Himmel ist in dir und auch der Hölle Qual.
Was du erkiest und willst, das hast du überall.“

Warum ist das nicht so einfach?

Zunächst ist der Himmel, wie ihn Angelus Silesius meint, oft schwer als solcher zu erkennen, so daß die Wahl schwierig wird. Dann stürzt das Schicksal oft in so hohen Wogen auf uns herein, daß ein Kiesen uns in einen Kampf auf Leben und Tod wirft. Man stelle sich die Pein vor, in der Beethoven sagte:

„Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen, ganz niederzwingen soll es mich gewiß nicht.“

Jeder greift nicht in Rachen, weil die Kraft fehlt oder der Mut. Wir haben Angst, wir sind feige. Oder wir sind gleich-

gütig und gedankenlos. Oder aber wir wissen genau, was zu tun ist, wir kennen Unwert und Folgen des Gegenteils und tun gegen besseres Wissen und Gewissen unter Aufbietung manchmal erstaunlichen Willens und Mutes das Gegenteil. Hier hindern uns Gegenkräfte außer und in uns, den Himmel zu erkiesen.

Einerseits glauben wir Goethe, wenn er sagt:

„In der Idee leben heißt das Unmögliche behandeln, als wenn es möglich wäre. Mit dem Charakter hat es dieselbe Bewandnis: treffen beide zusammen, so entstehen Ereignisse, worüber die Welt vom Erstaunen sich Jahrtausende nicht erholen kann.“

Aber wir kennen ebensogut die Wahrheit des Pauluswortes:

„Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht. Denn das Gute, das ich will, das tue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich.“

So läßt sich unsere Lage unserer Aufgabe gegenüber etwa so fassen:

„Immerdar ist ein wandelbar Spontanes in ein wandelbar Elementares verschlungen. Diese Verschlungenheit aber ist selbst unwandelbar. Sie entspringt wesensnotwendig und unentrinnbar der Grundlage des Seins . . . Jede Zeit hat die ihr eigene Freiheit und die ihr eigene Fatalität . . . Aber die Fatalität einer Zeit ist nur die Materie ihrer Freiheit. Vor jede Fatalität — sie sei welcher Artung und Mächtigkeit auch immer — ist die Spontaneität des Geistes als vor eine Aufgabe gestellt. Diese Aufgabe ist unbedingt, sie duldet kein Ablehnen noch Ausweichen.“ (Riezler.)

Nehmen wir diese Worte nicht leicht. Wer ist noch nicht in solchem Kampfe gestanden, wer hat nie versagt? Wer ist nie von den himmlischen Mächten ins Leben hineingeführt, schuldig geworden und der Pein überlassen geblieben? Und wohl jeder von uns hat schon erfahren müssen, daß der direkte Kampf des reinen Willens gegen die Triebmächte diese nicht geschwächt, sondern im Gegenteil gestärkt hat. So sagt William James:

„Das Wollen erwirkt das Gegenteil von dem, was es will, wenn es sich, anstatt einen höheren Wert anzustreben, des-

sen Verwirklichung das Schlechte vergessen läßt und der die Energie des Menschen anzieht, auf die bloße Bekämpfung, Negierung eines Triebes richtet, dessen Ziel als ‚schlecht‘ vor dem Gewissen steht. So muß der Mensch auch sich selber dulden lernen . . .

Er darf seine verderblichen Neigungen nicht in direktem Kampf angreifen, sondern muß sie indirekt überwinden lernen durch Einsatz seiner Energie für wertvolle Aufgaben, die sein Gewissen als gut und trefflich erkannt hat und die ihm zugänglich sind.“

Aber wer hat nicht gerade dann erleben dürfen, daß „nach Augenblicken höchster Verzweiflung neue Ordnungen des Lebens sich uns offenbaren“.

„Es gibt Hilfsquellen in uns, um die sich der Naturalismus niemals bekümmert, Möglichkeiten, die uns den Atem rauben, eine neue Art des inneren Glückes und innerer Macht, die sich darauf gründet, daß wir unseren eigenen Willen aufgeben und etwas Höheres für uns wirken lassen. Hier ist eine Welt, in der alles gut ist trotz gewisser Formen des Todes, infolge des Todes . . . der Furcht und der kleinlichen Sorgen, des persönlichen Verdienstes und Wertes, kurz infolge des Todes von all dem, auf das Heidentum, Naturalismus und Legalismus ihr Vertrauen und ihren Glauben gründeten. Aber in dem Maße, in dem diese religiösen Erfahrungen sich nun wirklich einstellen, weitet sich die Schöpfung vor den Blicken derer, die sie erleben. Sie deuten darauf hin, daß unsere natürliche Erfahrung, unsere streng moralistische und verstandesmäßige Erfahrung nur ein Bruchstück der gesamten menschlichen Erfahrung ist. Sie geben der Natur weichere, unbestimmtere Umrisse und eröffnen dem Geiste die außerordentlichsten Möglichkeiten und Ausblicke.“

V. Leiden und Tod

Wie der Abendwind durch geschulterte Sensen der Schnitter,
Geht der Engel lind durch die schuldlose Schneide der Leiden.
Hält sich stundenlang zur Seite dem finsternen Reiter,
Hat denselben Gang wie die namenlosen Gefühle.
Steht als Turm am Meer zu dauern unendlich gesonnen;
Was du fühlst, ist er im Innern der Härte geschmeidig,
Daß im Notgestein die gedrängte Druse der Tränen
Lange wasserrein, sich entschlosse zu Amethysten.

Rilke.

„Alles Bewußtsein gründet in Leiden und alle höheren Stufen des Bewußtseins in steigendem Leiden . . .“

Fast könnte man sagen, daß das Leiden alle Kreatur am stärksten verbindet. Es steht über allem Erschaffenen. Wir wissen nicht, vermögen es nicht zu ahnen, was in einer abgerissenen, auf den staubigen Weg geworfenen Blume vorgeht; sie kann uns ihre Qual nicht mitteilen, sie kann sich nicht einmal winden wie der Wurm, wenn er getreten wird. Was leiden die Bäume, die in den Straßen der Großstädte absterben müssen, langsam, oft jahrelang? Ihre spärlichen Blätter im späten Frühjahr, die zu früh dürr werden, schon Ende des Sommers, ihre vertrockneten Äste sind wie eine Anklage.

Das Leiden der Tiere spricht ergreifend zu uns; wie klingt die Todesangst aus dem verzweifelten Brummen der ins Spinnennetz geratenen Fliege! Und die verletzte Wespe oder Hornisse schreit mit offenem Maule, nur mit so hoher Schwingungszahl, daß unsere groben Ohren es nicht wahrnehmen können. Das Gebrüll in Todesangst der Tiere im Schlachthaus läßt uns mit schlechtem Gewissen daran vorübergehen. Wir fühlen mit der Katzenmutter, der man die Jungen genommen hat, und viele Menschen werden mehr von den Leiden ihrer Mitgeschöpfe, als von dem ihrer Mitmenschen bewegt, wohl aus dem Gefühl für die Hilflosigkeit, mit der das Tier dem Leiden ausgeliefert ist. Es kann nur erleiden und erdulden. Der Mensch als einziges lebendes Wesen kann Leiden überwinden. Und das, trotzdem ihm Leiden ganz anderer Art zugemessen sind, als seinen Mitgeschöpfen. Wohl kennt das Tier Furcht und Angst, auch Todesangst, aber nur als vorübergehenden Zustand, her-

beigeführt durch eine augenblickliche Situation. Die menschliche Seele allein kennt Angst als Dauerzustand; grundlose, bodenlose, oft verdrängte, dann plötzlich um so jäh hervorbrechende Angst: Lebens- und Todesangst, Weltangst. Unsere Zeit, die alles tut, um den Tod möglichst wegzuerklären, leidet an Todesangst wie keine vor uns. Wir haben zum Tode überhaupt kein richtiges Verhältnis, keine wirkliche und wahre Beziehung mehr. Man schiebt alles von sich, was daran mahnen könnte, übertäubt es mit Aktivität und Lärm.

„Wehe, wie fremd sind die Gassen der Leidstadt,
Wo in der falschen, aus Übertönung gemachten Stille,
Stark, aus der Gußform des Leeren der Ausguß,
Prahlt der vergoldete Lärm, das platzende Denkmal.“

Rilke.

Unsere „Lebensfreude“ hat etwas Gewolltes, Krampfhaftes; und das gehetzte Bestreben im Bezirk der äußersten sinnlichen Schichten unseres Seins Lust zu erleben, zur Betäubung der inneren Lustlosigkeit, liefert unsere innerste Seele vollends der Unseligkeit aus. Auch die Antike kannte diese äußere strahlende Lebensfreude, die dort düster beschattet ist von der alles verzehrenden Todesfurcht, von dem Gefühl tiefster Lebensunsicherheit: auf einer dünnen Decke lebt der Mensch, unter sich fühlt er den furchtbaren Abgrund. Plötzlich reißt die verdeckende Schicht: die Moira, das über Götter und Menschen blind herrschende Geschick, greift jäh in sein Leben. Diese Stimmung liegt über den höchsten und edelsten Werken antiker Kunst.

Über aller Schönheit, allem Glanz und aller Kraft der Renaissance stehen die Verse Lorenzo de Medicis:

„Quanto è bella giovinezza
Che si fugge tuttavia
Chi vuol esser lieto, sia
Di doman non c'è certezza.“

(„Schön ist Jugend ohne Sorgen,
Aber schnell entfliehendes Geschenk,
Willst Du leichten Herzens sein, bedenke:
Nichts ist sicher für das Morgen.“)

Unsicherheit, Angst, Leiden, Schmerz und Tod! Das ist die Lage des Menschen auf Erden:

„Und die findigen Tiere merken es schon, daß wir nicht sehr verläßlich zu Haus sind in der gedeuteten Welt . . .

O und die Nacht, die Nacht, wenn der Wind voller Welt-raum uns am Angesicht zehrt . . .“ (Rilke.)

Welches lebende Wesen außer dem Menschen könnte noch sagen:

„Aber der Wissende? Ach, der zu wissen begann und schweigt nun, ausgesetzt auf den Bergen des Herzens.“ (Rilke.)

Oder gar die Worte letzter verzweifelter absoluter Einsamkeit und Gottferne:

„Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Unsere heutige Generation steht noch dazu der offenen Tatsache gegenüber, daß mit steigender Zivilisation und Kultur das Leiden mehr zugenommen hat, als die Freuden; und es gibt nicht nur mehr, sondern auch tieferes Leid, während die neuen Freuden, die uns die Zivilisation bietet, an der Oberfläche bleiben und unseren inneren Kern nicht erreichen. Und man darf wohl sagen, daß die Völker Asiens und der Kolonien glücklicher wären, wenn sie den „Segen“ der weißen Zivilisation nicht empfangen hätten.

Die Versuche, dem Leid zu begegnen, sind so alt wie das bewußte Denken der Menschheit. Im wesentlichen gibt es zwei, gerade entgegengesetzte Wege, um Leid und Schmerz zu ertragen, zu lindern, zu überwinden, aufzuheben. Der eine ist der des entschlossenen aktiven Widerstandes, im ganzen genommen der Weg des Abendlandes. Der andere Weg versucht durch bewußte Ausschaltung des automatisch einsetzenden Widerstandes gegen das Übel das Leiden daran von innen her zu unterbinden, wie es in konsequentester und großartigster Weise Buddha lehrt.

„Widerstebet nicht dem Übel!“ sagt uns auch das Evangelium; aber weder lehrt Jesus die besonderen geistigen Techniken des Nichtwiderstandes, noch verhält er selber sich dem Übel gegenüber konsequent nach diesem Satz. Seine Krankenheilungen, die Art, wie er die Wechsler aus dem Tempel treibt, seine Behandlung der Pharisäer, all das zeigt nichts von diesem

absoluten Nichtwiderstand. In Gethsemane, in der höchsten Seelennot, bittet er Gott, daß dieser Kelch an ihm vorübergehen möge.

Aber er verlangt von uns, daß wir unser Kreuz auf uns nehmen. Auch darin liegt gewiß mehr, als bloßes Nichtwiderstreben. Das schließt den heroischen Entschluß ein, für unser schwaches Teil dem Beispiel Christi zu folgen, der sein Kreuz auf sich nahm, um in bewußtem Stellvertreten das Liebesopfer seines Todes zu erfüllen.

Scheler sagt:

„Die Aufforderung, in der Kreuzesgemeinschaft mit Christus und in Christus zu leiden, ist verwurzelt in der zentraleren Aufforderung gleich Christus und in Christus zu lieben. Nicht in der Kreuzesgemeinschaft wurzelt die Liebesgemeinschaft, sondern in der Liebesgemeinschaft wurzelt die Kreuzesgemeinschaft.“ Und die „sogenannten passiven Tugenden der Ergebung, Geduld, der demütigen Aufnahme des Leides bleiben so der aktiven Tugend der tätigen Liebe untergeordnet.“

Überhaupt wird mehr gefordert, als nur geduldiges Ertragen und Leiden: der Apostel Paulus sagt (2. Kor. 4/17):

„Denn unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schafft eine über alle Maßen wichtige Herrlichkeit“,

und 6/9:

„in allen Dingen beweisen wir uns . . . als die Unbekannten und doch bekannt; als die Sterbenden und siehe, wir leben; als die Gezüchtigten, und doch nicht ertötet; als die Traurigen, aber allezeit Fröhlichen; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts innehaben und doch alles haben.“

Aus diesen Worten spricht ein seliges sich Geborgenwissen, anderes und mehr als nur ein geduldiges, passives Hinnehmen: ein seliges Erleiden. Und darüber hinaus bei aller Demut ein gewaltiges Kraftbewußtsein, Kraft aus Gnade, die uns eben auf dem Grunde selbst des Leidens gegeben wird und die uns davon frei macht und darüber hinausführt. Diese Kraft aus Gnade wird in der innersten Tiefe des Geistes selbst.

„Wo, in welchen immer selig bewässerten Gärten, an welchen Bäumen, aus welchen zärtlich entblätterten Blütenkelchen Reifen die fremdartigen Früchte der Tröstung? Diese Köstlichen, deren du eine vielleicht in der zertretenen Wiese Deiner Armut findest. Von einem zum andern Male Wunderst du dich über die Größe der Frucht, —

Über ihr Heilsein, über die Sanfttheit der Schale . . .“ (Rilke.)
Paulus lebte in einer Zeit und in einer Welt, die kaum weniger schwer und leidvoll war als die unsere; auch er kannte die Tausende von schuldlos, scheinbar sinnlos Leidenden und Gequälten, eine ungerechte soziale Ordnung, trostlose politische und sittliche Verhältnisse, das verzweifelte Suchen nach einem Führer und Erlöser. All das erlaubte ihm aber nicht, das Leben von Grund aus abzulehnen, zu verneinen.

Rückschlüsse auf den Schöpfer der Welt und seine Liebe werden allzu unüberlegt und ohne Ehrfurcht gezogen. Unsere Vorstellungen von Gott und seiner Liebe sind oft allzusehr durch unsere Wünsche sentimental gefärbt. Rilke trifft es wohl richtig, wenn er davon spricht, daß „göttliche Güte so unbeschreiblich an göttliche Härte gebunden ist, daß eine Zeit, die jene, der Vorsehung vorweg, auszuteilen unternimmt, zugleich auch die ältesten Vorräte der Grausamkeit unter die Menschen reißt“.

Die Tatsache, daß es immer wieder Menschen gibt, denen zuviel, denen Übermenschliches an Qual und Leid auferlegt wird, so daß ihre Seelen daran zerbrechen, berechtigt uns nicht zur Daseinsverneinung.

Es scheint doch so zu sein, daß die Menschheit auf ihrem Wege, in ihrer Entwicklung, immer wieder diese furchtbaren Opfer bringen muß, welche die zu Zeiten jäh hervorbrechende Dämonie der in ihr schlummernden dunklen Kräfte und Gewalten des „Dranges“ fordert. Es ist die Aufgabe derer, die nicht ganz hineingerissen wurden, stetig und aufopfernd daran zu arbeiten, die geistigen Gegenkräfte zu stärken, die Liebeskräfte, die allein heilen und fördern.

Der wachsende Leidensschmerz der zunehmenden Zivilisation wird untragbar ohne die wachsende opferbereite Liebe, die allein unsere Seele wirklich über die Qualen erheben kann. Man darf wohl sagen, daß im allgemeinen schon der bloße Wille zum Leben, der Lebenstrieb genügt, um der durchschnittlichen

Belastung durch die mannigfachen Leiden im Laufe des Lebens die Waage zu halten; nur kann er uns nicht darüber erheben.

Die christliche Auffassung des Leidens bedeutet eine völlige Umstellung allem früheren gegenüber. Das Leid wird als solches ruhig anerkannt ohne Umdeutung, es wird angenommen und durchlitten bis auf den Grund. Daraus quillt dann eine neue Kraftquelle, die uns eine neue Schau der Welt erschließt. Und dieses Erleiden hat dann einen neuen Sinn: die Läuterung in Gottes barmherziger Liebe, d. h. die „Reinigung und Scheidung des Echten vom Unechten, langsamen Abfall des Niederen vom Höheren im Zentrum unserer Seele.“ (Läuterung bedeutet nicht, daß man durch Leiden an sich irgendwie gefördert werde.)

Das Christentum hat zu erst Leid und Schmerz in das Licht des Opfergedankens gestellt, vom Opfertode Christi her gesehen; die Hingabe eines Gutes für ein Höheres.

„Alles Leiden ist stellvertretend und zuvorkommend, damit das Ganze weniger leide. Aller Tod ist stellvertretend für den sonst erfolgenden Artentod und dient eben damit dem Leben, das seine zu starr gewordene Organisation abwirft und über seine Organisation hinaus will. Alle Liebe ist Opferliebe, Opferecho eines Teiles für ein sich umformendes Ganzes im Bewußtsein.“

Also kann man „nicht das eine wollen ohne das andere. Nicht die Liebe und die Gemeinschaft ohne den Tod und den Schmerz, nicht die Süßigkeit der Liebe ohne das Opfer und seinen Schmerz. Wird diese Einsicht nicht nur mit dem Verstande, sondern mit dem Herzen ganz ergriffen, so wird sie uns auf eine weit tiefere Weise mit dem Dasein von Schmerz und Tod versöhnen, als die Wahrheit von der bloßen Zweckmäßigkeit des Schmerzes“. (Scheler.)

Im Opfer und in der Opferliebe sind Lust und Schmerz untrennbar miteinander verbunden. Keines von beiden können wir verneinen, wir müßten denn das Leben selbst verneinen. Ebenso wenig können wir nur das Leben oder nur den Tod bejahen oder verneinen. Sie sind zwei Seiten desselben Vorgangs. In einem seiner späten Briefe schreibt Rilke:

„Lebens- und Todesbejahung erweist sich als eines . . . Das eine zugeben ohne das andere ist . . . eine schließlich alles

Unendliche ausschließende Einschränkung. Der Tod ist die uns abgekehrte, von uns unbeschiedene Seite des Lebens. Wir müssen versuchen, das größte Bewußtsein unseres Daseins zu leisten, das in beiden unbegrenzten Bezirken zu Hause ist, aus beiden unerschöpflich genährt . . . die wahre Lebensgestalt reicht durch beide Gebiete, das Blut des größten Kreislaufs treibt durch beide: es gibt weder ein Diesseits, noch ein Jenseits, sondern die große Einheit . . . In jener größten, offenen Welt sind alle, man kann nicht sagen „gleichzeitig“, denn eben der Fortfall der Zeit bedingt, daß sie alle sind. Die Vergänglichkeit stürzt überall in ein tiefes Sein . . .“

Hier ist wieder eine wirkliche, eine tiefe, wahre Beziehung zum Tode da. Sie ist um so kostbarer, als sie von einem lauterem Menschen schwer erkämpft ist.

Ein Freund sagte vor zwei Jahren in einem Vortrag, worin er über die Todesangst und ihre Überwindung, im besonderen seine Überwindung dieser Angst sprach:

„Ich träume die Zeit, wo der Tod, der nur das dunkelste Antlitz Gottes ist und der uns gegenwärtig ebenso schrecklich ist, wie der Gott Israels, uns gnädig und licht werden wird.“

Auch hier ist ein neues schwer errungenes Verhältnis, ein klares und wahrhaftiges Verhältnis zum Tode gewonnen.

Und zugleich ist da die Forderung einer „Verwandlung“, des Unvergänglichmachens des Irdischen.

Goethe sagt dazu:

„Ich bedaure die Menschen, die von der Vergänglichkeit der Dinge viel Wesens machen und sich in Betrachtung irdischer Nichtigkeiten verlieren. Sind wir ja eben deshalb da, um das Vergängliche unvergänglich zu machen.“

Diese Zeugnisse kommen von ganz verschiedenen Geistern, aus ganz verschiedenen Richtungen. Im wesentlichen sagen und wollen sie dasselbe. Unsere Aufgabe ist es, unsere wahre Lage und Bestimmung als Menschen im Leben, so gut es uns möglich ist, ohne allzuviel Vorurteile, ohne falsche Sentimentalität zu erkennen und für das Erkannte zu wirken und zu leiden, oft durch Leiden zu wirken. Uns zu wandeln, die Welt zu wandeln, dazu sind wir gerufen.

„Stimme im Dornbusch; streife, wem sie gilt,
Die Schuhe ab und krümme sich und schlage
Den ganzen Mantel vors Gesicht und sage
In seinen Mantel: Herr, ich bin gewillt.
Auch wer das nicht begreift, was ihn beruft,
Der sei bereit. Es wird ihm in das grade
Ungangbare Geheiß aus voller Gnade
Ein schmaler Pfad hineingestuft.
Maria schritt, es schritten Kinder so
Dem Anruf nach, und Mädchen traten leise
Ans Unerkannte aus der Kammertür.
Der Held ertrotzt es sich auf seine Weise,
Doch andre folgen nur und gehen froh,
Als gingen sie durch Lüfte, durch Porphyry.“ (Rilke.)

VI. Der Grund des Seins

Soll ich mein letztes End und ersten Anfang finden,
So muß ich mich in Gott und Gott in mir ergründen,
Und werden das, was er: ich muß ein Schein im Schein,
Ich muß ein Wort im Wort, ein Gott im Gotte sein.

Als Angelus Silesius diese Worte schrieb, blickte er in eine Welt der entfesselten Dämonien. Der Geist schien das Feld den dunklen Mächten überlassen zu haben; entflohen wie weiland David muß er sich verbergen mit wenigen Getreuen, ein entthronter König. Aber war er denn je König in der Welt?

Eine aufmerksame Betrachtung von Natur und Geschichte zeigt uns, daß das Mächtigste, was es in der Welt gibt, der „ideen-, formen- und gestaltblinde“ Drang“ ist, die dunklen schaffenden Urkräfte:

„In Lebensfluten, im Tatensturm
Wall ich auf und ab,
Wehe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und webe der Gottheit lebendiges Kleid.“ (Goethe.)

Blut, Tränen, Leid, Not und Verzweiflung sind oft, zu oft die Kette im Gewebe. Und der Einschlag? In Augenblicken höchster Pein möchte man meinen, daß er vom selben Garn ist, und daß Markion recht hat, wenn er lehrt, daß das höchste Sein mit der Erschaffung der Welt nichts zu tun hat.

Aber die Erfahrungen unseres Herzens und Geistes sprechen uns von einem anderen Gott und Schöpfer. Wohl umfaßt er beide Seiten, die düstere, dunkel wirkende, schaffende Urkraft, wie die lichte des Geistes; und sicherlich ist in der Welt „mächtig ursprünglich das Niedrige, ohnmächtig das Höchste“.

Aber Gott will sich in seiner Schöpfung im Gange ihres Werdens immer stärker und lichter offenbaren, bis sie sein vollkommener Leib geworden ist. Und dazu bedarf er des Men-

schen und seiner Mitarbeit. Der Mensch ist das einzige Geschöpf unter allem Erschaffenen auf der Erde, das Geistwesen ist, d. h. er kann vom Geiste her die dunklen Mächte seiner Triebwelt wandeln und in den Dienst von Ideen stellen, die der Geist ihnen vorhält. In ihm wird das Leben vergeistigt und der Geist erhält Leben und Kräfte eben durch die Überwindung der Triebkräfte (Sublimierung). Er allein kann arbeiten für die Verwirklichung Gottes in und durch seine Schöpfung. Ja sein Herz ist der einzige Ort, von dem dies Werden ausgehen kann.

„Menschwerdung und Gottwerdung sind gegenseitig aufeinander angewiesen.“

„Die ewige Gottheit ist der Menschheit so verpflichtet,
Daß ihr auch ohne sie Herz, Mut und Sinn gebricht.“

(A. Silesius.)

In seinem Brief an die Römer sagt Paulus:

„Denn ich halte dafür, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht wert sind, die an uns soll offenbaret werden; denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes.“

Damit diese Offenbarung werden kann, müssen wir uns mit unserm ganzen Sein dem höchsten Sein zuwenden: erst in dieser unbedingten Zuwendung und Hingabe unserer Person werden wir seiner gewiß, wie zugleich im selben Augenblick er seiner selbst inne wird:

„Gott ist so viel an mir, als mir an ihm gelegen,
Sein Wesen helf ich ihm, wie er das meine hegen.“

Die Mystiker sprechen vom Fünklein, vom Samenkorn Gottes, von seinem Innewohnen in der Seele, von dem inneren Licht, das in allen Menschen leuchtet, die in diese Welt kommen. Wir wissen, daß dieses Licht uns den Weg weist, den wir gehen müssen, um Mitarbeiter Gottes zu werden und die Erde aus einem Schlachtfeld der dämonischen Kräfte zu einer allmählichen Verwirklichung von Gottes Absichten zu führen. Aber wir wissen ebenso, daß, wie alle Kräfte, auch diese erlischt, wenn man sie nicht pflegt und übt. Ja, sie kann erstickt und verschüttet werden.

Aber: das Licht leuchtet in allen Menschen, die in diese Welt kommen. Gibt es einen verwegeneren, positiveren Glauben?

Als Georg Fox auf dem Sterbebette lag, waren seine letzten Worte:

„Alles ist gut. Gottes Saat ist überall.“

Der das sterbend sprach, hatte ein langes, schweres Leben hinter sich, das Leben eines Kämpfers und Märtyrers Gottes in einer Zeit des Umbruchs und Aufbruchs.

VII.

Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste.
Hölderlin.

Wir sind am Ende unseres Ganges und blicken zurück:

War der Mensch bisher ein Stein der Straße, apathisch oder bang gewärtig, wann der Huf des Pferdes, wann der stählerne Kranz des Rades ihn schlage, wieder und wieder, bis er splintern, bis er zu Kot zerstäuben mußte, so ist er heute ein Sandkorn im Wind der Wüste. Es höret sein Wehen wohl, weiß aber nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Weiß sich getrieben und getragen. Weiß, daß es dabei abgeschliffen wird.

Aber es weiß auch die Möglichkeit der Oase, wo das Unwahrscheinliche wartet, die Wandlung über Palme, Tier und Mensch zum Geistigen. Es ahnt, daß Stein zerbröckeln, zersanden muß, um, vielleicht im Augenblick, wo er zermehlt, das Wasser zu finden; dem er sich verbindet zu lebenträchtigem Boden:

Dies ist die neue Hoffnung von der modernen Naturwissenschaft her.

Unser Forschen nach dem Sinn der Welt und des Menschenlebens bringt dagegen, wie wir im zweiten Abschnitt gesehen haben, kein eindeutiges Ergebnis, es sei denn das eines großen Rätsels. Alles andere ist kein Forschungsergebnis, sondern Glaubensbekenntnis.

Die Worte Schweitzers, die wir dem dritten Abschnitt unseres Vortrags vorangestellt haben, stehen nun im Licht:

„Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will“

das kann ja dem menschlichen Willen ganz Verschiedenes heißen:

Im alltäglichen Bezug wäre es wohl nichts anderes als die Warnung: „Feinde ringsum, wehre dich, behaupte dich!“

Was an uns vorüberzog, zeigte uns, daß es anders gemeint ist. Leben bleibt uns zwar erkenntnismäßig rätselhaft, denn

„die Einheit der Welt ist nicht eine des Seins, sondern eine des ewig unerfüllbaren Sinnes“.

Dieser Sinn ist nicht dem äußeren Welt- und Lebensablauf

abzulesen, sondern er ist nur an sich in der Idee vorhanden, seine Manifestationen sind der Inhalt des immerwährenden Schöpfungsvorganges, dem wir nicht ausgeliefert, sondern in dem wir als Mitschaffende mit eingeschlossen sind.

„Geist und Leben sind aufeinander hingeordnet und es ist ein Grundirrtum, sie in eine ursprüngliche Feindschaft oder einen Kampfzustand zu bringen.“ (Scheler.)

So ist auch die Erforschung der Wahrheit ein Teil der dem Menschen mit auferlegten Schöpfung.

„Das Wahre ist Gott ähnlich, es erscheint nicht unmittelbar, wir müssen es aus seinen Manifestationen erraten.“ (Goethe.)

An den Manifestationen aber schaffen wir mit.

Schweitzer sagt: „Diese optimistische Haltung zum Leben ist unabhängig von unserer Auffassung der Welt. Sie läßt sich sogar mit einer ausgesprochen pessimistischen Weltanschauung vereinen . . .

Enthusiastische . . . Ethik in pessimistischer Weltanschauung, dies ist die grandiose Paradoxie der Lehre Jesu.“

„Diese Haltung kümmert sich nicht um Erfolge, sie besteht im Schauen und Wollen des Ideals der Dinge, wie es die tiefe mit sich selbst konsequente Bejahung des Lebens und der Welt eingibt.“

Der vierte Abschnitt hat uns die Verschlungenheit des menschlichen Willens in unabänderliches Schicksal gezeigt.

Wahl und Entscheidung vor oft Unentscheidbarem oder Überbestimmtem führen den Menschen in Konflikte, die kein Wissen löst.

Goethe sagt: „Man sagt: Zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen liege die Wahrheit mitten inne. Keineswegs! Das Problem liegt dazwischen, das Unschaubare, das ewig tätige Leben in Ruhe gedacht.“

So kann auch die Lösung nie in kompromißhafter Mitte liegen, sondern nur im Treffen des Rechten oder im Verfehlen.

Im fünften Abschnitt haben wir gesehen, daß Leid und Tod ebenso wie das Leben zu bejahen sind. Dies bedeutet keinen Passivismus, bedeutet auch nicht etwa, daß man nicht soll Schmerzen stillen, soweit man kann, Leidende trösten, wo man kann, Tod vermeiden, wenn er sinnlos ist, Tod erleichtern, wo

er unvermeidbar ist. Aber keine Geschäftigkeit führt über diesen Abgrund, mit den schönsten Blumen läßt er sich nicht zuschütten, der Fliehende wird überholt, dem Widerstrebenden wird die Waffe ent schlagen. Tröstung wird nur dem Bereiten. Ja mehr: Der Bereite findet im Leid Sinn und Gnade.

Der sechste Abschnitt endlich handelte von der Verbindung des Menschenlebens mit dem Urgrund des Seins.

Der Geist ist jenseits aller Willens- und Kraftäußerung.

„Wir beten: es gescheh, mein Herr und Gott, dein Wille; Und sieh, er hat kein Will', er ist nur ewge Stille.“

Wie wir wissen, daß die Summe aller Farben ein rein weißes Licht ergibt, so ist die Summe alles Geistigen die reine Harmonie einer völligen Stille. Beides ist dem Menschen unerreichbar und unerträglich. Das Menschenleben muß das reine Licht in Farben brechen und muß ebenso die reine Harmonie der absoluten Stille brechen in Klänge. Dem Menschen sind nun dazu nötig und gegeben Kraft und Willen, mit denen er gleichsam göttliches Licht und göttlichen Klang ins Menschenleben einfließen lassen kann. Kämpfe, die dabei entstehen, müssen in der Auseinandersetzung zwischen dem menschlichen Willen und dem Geistigen ausgetragen werden; was aber einfließt in den menschlichen Tag, ist nicht Kampf, sondern Werk dienender, schenkender, helfender, veredelnder, kurz liebender Natur.

So erscheint uns die Verschlungenheit von Geist und Leben in einem neuen Licht. Der Zweifel an einem freien, von der Materie unabhängigen Geist ist beseitigt. Die Ohnmacht des Geistes in der Welt ist erklärt, aber nicht als unüberwindliche Fatalität, sondern als zu bewältigende Aufgabe: als die Aufgabe der Menschheit, solange sie besteht. Und wenn der Mensch vergangen ist, werden andere Geschöpfe die Aufgabe weiterführen, denn ohne die Arbeit an ihr ist keine Schöpfung denkbar.